Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 6

Artikel: Farinet oder Das falsche Geld : Roman [Fortsetzung]
Autor: Ramuz, C.F. / Guggenheim, Werner Joh.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665557

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Roman von C. F. Ramuz

Farinet oder Das falsche Geld

2

Abdrucksrecht: Schweizer Feuilletondienst. Deutsch von Werner Joh. Guggenheim.

II.

Es war dies das zweite Mal, daß Farinet aus einem Gefängnis entwich. Noch kein Jahr war vergangen, seitdem er aus dem Zuchthaus von Aosta ausgebrochen war, wo man ihn wegen seiner Goldstücke eingesperrt hatte.

Er erinnete sich noch gut an die Härten und Mühen seiner ersten Flucht. Eine ganze Nacht und einen ganzen Tag hatte er sich durch Gestein und Firnschnee hindurcharbeiten müssen, durch Gegenden, in denen nichts mehr wuchs, und wo er nichts zu essen finden konnte. Ueber das weglose Gebirge hatte er steigen müssen, hoch über die bewachte Paßhöhe hinauf. Endlich hatte er am Nachmittag ein paar hundert Meter unter sich die Paßhöhe erblickt, den kleinen See und das Hospiz. Er verbarg sich hinter Felsblöcken, kroch von Block zu Block; Hände und Knie waren im eiskalten Schmelzwasser, das unter jedem Stein hervorsickerte. Trotzdem man sich schon mitten im Sommer befand, lag noch Schnee in allen Vertiefungen und Mulden des Bodens. Er hatte seit dem vorletzten Abend nichts mehr gegessen; und hier war nichts zu finden, was einem hungrigen Menschen hätte helfen können; hier wuchs keine Staude, keine Beere, noch irgendeine Frucht der Erde. Aufrecht hielt ihn einzig die Hoffnung, zur Nacht nach Hause zu kommen, wo er sich sattessen und ausschlafen könnte, solange und soviel er wollte. Dort hätte er warm (denn jetzt hatte er kalt) und wäre unter einem Dach (denn jetzt war er unter dem Himmel und so nahe den Wolken, daß er sie mit der Hand hätte berühren können, wenn sie vorbeistrichen); — er sah auf dem Wege am Ufer des kleinen Sees zwei Mönche in schwarzen Kutten ihren Spaziergang machen, und ein wenig weiter weg sah er das Zollhaus, nicht größer als einen Würfel. Aber jetzt mußte er vorsichtig sein! Er mußte sich verbergen. Er klomm alsdann über die hohe Steilwand und über den Kamm des Gebirges, weit von allen begangenen Orten entfernt, und er hieß seinen Magen schweigen. Und so, bald verborgen, bald wieder erscheinend, dann wieder erscheinend, hatte er angefangen, bergab zu klettern; aber immer noch blieb er weitab vom Wege in der großen Einöde der Steine, die er erst gegen Abend verließ, um die Grashänge zu gewinnen, die nach Bourg-Saint-Pierre, seinem Heimatdorf, abfallen.

Er hatte sich dann hinter einem Felsblock verborgen gehalten, um die Nacht zu erwarten.

Kaum hundert Meter unter ihm stand ein Haus. Es war das Haus seiner Eltern. Dort war er geboren, dort war er aufgewachsen, und seine Mutter mußte jetzt noch dort wohnen, mit seinem Bruder und seinen zwei Schwestern; aber seit langer Zeit hatte er von ihnen nichts mehr gehört. Denn vor mehr als zehn Jahren war er von Hause weggegangen, hinunter nach Mièges; bald nach dem Tode seines Vaters, den man unten an einem Felsabsturz mit zerschmettertem Kopfe aufgefunden hatte. Er war ein großer Schmuggler und Wilderer gewesen, der Vater Farinet; als er starb, hinterließ er wenig Güter. So war der Sohn gezwungen gewesen, sein Brot zu verdienen. Er hatte sich im Herbst als Arbeiter für die Weinlese verdungen, was viele Männer aus den Bergen tun, und sie kommen aus dem Gebirge für einen Monat in die Talebene herunter; nachher steigen sie wieder in ihre Bergdörfer hinauf. Farinet war mit ihnen zu Tal gegangen, nur war er dann nie mehr (und dies ist der Unterschied) in sein Heimatdorf zurückgekehrt.

Er hatte in Mièges einen alten Mann namens Sage kennengelernt, der sich damit abgab, in den Bergen Gräser und Kräuter zu pflücken, die er an die Apotheker verkaufte. Vater Sage

lebte allein und bewohnte ein kleines Haus, das etwas außerhalb des Dorfes an die alte Ringmauer angebaut war. Er galt als Quellengänger und stand auch ein wenig im Ruf eines Hexenmeisters. Außer seinen Pflanzen suchte er, wie man sich erzählte, auch Gold und man glaubte zu wissen, daß er Gold gefunden hatte. Da gab es scheint's in der Höhe jener Gebirgskette, die Mièges im Norden beherrscht, auf über zweitausend Meter Höhe eine Goldader, die Sage entdeckt hatte; aber er war schon etwas zu alt, um in die Berge hinaufzusteigen, denn er war schon über siebzig Jahre all. Er hatte seit langem einen Helfer gesucht, Farinet hatte sich ihm angeboten; er war angenommen worden. Mit der Zeit hatte Vater Sage ihn so liebgewonnen, daß er ihm seine verborgenen Goldadern zeigte. Und so hatte auch Farinet angefangen, Gold zu suchen. Dies war sogar sein eigentliches Gewerbe geworden. Während der alte Sage sich damit begnügte, sein Gold so zu sammeln, wie er es fand, was viele kleine gelbe Steinchen und Körnchen ergab, die er in ein eisernes Kästchen verschloß, so hatte dagegen Farinet den Einfall gehabt, Gipsformen herzustellen und ein Lötrohr zu kaufen. Nach dem Tode des Alten hatte er dann angefangen, seine Goldstücke herzustellen. Unweit von dem Haus lag in der Schlucht der Salenche eine schöne trockene Höhle, die mit dem Keller des Hauses durch einen alten Gang verbunden war. Dort hatte er sich eine Werkstatt eingerichtet, um vor jeder Ueberraschung sicher zu sein. Er mußte dann nur noch seine Goldstücke in den Verkehr bringen; das war nicht schwer für ihn, man nahm ihm seine Stücke gern ab, denn die meisten Leute mochten ihn gut leiden, sie glaubten an sein Gold; er war freigebig. Und er selbst glaubte an sein Gold. Das Unglück war nur, daß der Staat schon sein eigenes Gold hatte, und es gibt ein Gesetz, das dem Staate allein das Recht läßt, Goldstücke in Umlauf zu setzen: das wußte Farinet wohl. Er hatte gut sagen: „Meine Goldstücke sind die besseren", man hatte ihn trotzdem ins Gefängnis gesperrt, als er einmal eines Tages mit vielen Goldstücken die Grenze überschritt. Und eben hatte er zwei Jahre im Zuchthaus von Aosta abgesessen; Aosta liegt auf italienischem Boden, jenseits des Großen St. Bernhard. Dort hatte er sich erwischen lassen und war zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Er hatte mehr als zwei Jahre davon absitzen müssen, bevor es ihm gelungen war, zu entfliehen.

An alle diese Dinge erinnerte er sich, während er unter seinem Felsblock lag und die Nacht erwartete. Er wußte noch nicht, was er nun unternehmen wollte, auch hinderte ihn der Hunger daran, seine Gedanken zu ordnen und Pläne zu machen. Er sagte sich immerzu, jetzt werde ich ausruhen dürfen und schlafen. Er schaute hinunter zu seinem Haus, und plötzlich blinkte ein kleiner roter Stern davor auf, bewegte sich und schwankte über den Boden hin, während am Himmel die Sterne einer nach dem andern weiß aufzuleuchten begannen.

Er hatte sogleich das Licht einer Sturmlaterne erkannt, die jemand in der Hand trug; man war aus dem Hause gekommen und bewegte sich auf die Stalltüre zu. Er hatte gedacht: Das ist Anton, und der Hunger hatte sich stärker gemeldet. Er war den Abhang hinuntergerannt:

„Anton!"

Der andere war stehen geblieben.

„Anton, ich bin's, Moritz!"

Anton sperrte vor Staunen den Mund weit auf.

„Ach, du bist's. Nicht möglich. Wo kommst du her?'

„Hör zu", sagte Moritz, „du mußt mich schleunigst verstecken, ich werde dir später alles erzählen."

Er schritt auf das Haus zu, aber Anton hielt ihn zurück. „Geh nicht hinein. Komm hierher."

Er deutete auf die Türe eines alten Heustadels, der unweit des Hauses etwas abseits stand.

Farinet war so müde und geschwächt, daß er alles mit sich geschehen ließ. Er sagte: „Kannst du mir etwas zu essen geben?"

Anton hatte ihm etwas zu essen und zu trinken geholt.

Und während Farinet im Heu sitzend aß, sagte Anton: „Es ist besser, wenn du nicht hineingehst. Es kommen hier viele Leute vorbei, es wimmelt von Landjägern ... Du wärest hier

nicht in Sicherheit. Iß und ruh dich aus und dann ..."

Farinet aß, deshalb antwortete er nicht.

„Ja, man hat es aus den Zeitungen erfahren", sagte Anton. „Und darum denk ich, daß du von dort unten kommst ..."

Er machte mit dem Kopf eine Bewegung, die auf die andere Seite der Grenze hinüberdeutete: „Und nun bist du also durchgebrannt? ... Da mußt du aber einen Ort finden, wo du besser verborgen bist als hier, denn hier, weiß du ..."

Farinet aß immerzu, weshalb er immer noch nicht antwortete. Dann hat er sich ins Heu fallen lassen.

Er hat nur gesagt: „Und die Mutter?"

„Oh, Sie steht schon lang nicht mehr auf."

„Und Apolline?"

„Verheiratet."

„Und Léonie?"

„Auch."

Farinet war schon zur Hälfte eingeschlafen, aber so viel verstand er noch wohl, daß es im Hause für ihn keinen Platz mehr gab. Meister im Haus war jetzt Anton, und der wollte es bleiben. Er hatte nichts mehr dazu zu sagen und konnte auch nichts sagen, denn er war jetzt außerhalb des Rechts. (Das kommt davon, wenn man Goldstücke herstellt.) Er hatte deshalb nicht geantwortet, und Anton hatte wieder begonnen:

„Es ist lange Zeit her, mußt du wissen, daß man dich nicht mehr gesehen hat. Wie lange wohl? Es müssen wohl neun Jahre sein oder mehr; nun, weißt du, in der Zeit ist manches anders geworden."

„Das macht nichts", sagte Moritz. „Ich hätte nur gern der Mutter guten Tag gesagt."

Aber Anton: „Nein, es ist besser, wenn du es unterläßt. Es würde sie nur unnötig aufregen. Und du müßtest ja doch sehr bald fort ... Weißt du was, ich geb dir den Rat: schlaf du jetzt einmal ... Ich komme dann morgen und wecke dich ..."

Farinet schlief bereits; er hatte die letzten Worte schon gar nicht mehr gehört. Am nächsten Morgen war dann Anton gekommen, er hatte ihn mehrmals und heftig schütteln müssen; er hatte Kleider und frische Wäsche für ihn gebracht und zwanzig Franken. Farinet hatte Kleider und Wäsche gewechselt, er hatte die zwanzig Franken genommen.

Er erinnerte sich gut an seine Rückkehr nach Bourg-Saint-Pierre nach der mühevollen Uebersteigung des Berges; und wie er gehofft hatte, bei den Seinen in seinem Elternhaus ein Obdach zu finden; aber dann hatte er gesehen, daß dies unmöglich war, und sich gesagt, sein Bruder wäre noch imstande, ihn dem Gericht anzuzeigen, um sich seiner zu entledigen.

Darum war er dann zurück in die Berge gestiegen, weg von den begangenen Orten, wie zuvor. Er war noch ein, zwei Stunden gewandert, dann hatte er sich unter eine Arve gesetzt und hatte sich wieder gefragt: Was soll ich jetzt tun?

Es gab zwei Möglichkeiten für ihn. Entweder konnte er nach Miège hinuntergehen, wo er in seiner Höhle gut verborgen war und alle seine Werkzeuge und Geräte hatte, um Goldstücke zu gießen. Er konnte aber auch nach Sion gehen, und das wäre vielleicht noch sicherer; denn Sion ist eine Stadt, eine Hauptstadt mit vielen Einwohnern und vielen Häusern, und dort würde er nicht auffallen. Das war die andere Möglichkeit. In Mièges wüßte man sofort, daß er wieder da war. In Sion erführe niemand etwas davon, was, wenigstens für den Augenblick, viel vorteilhafter zu sein schien. (Denn die italienische Regierung mußte doch wohl die Regierung des Wallis bereits benachrichtigt haben.) Sein Bart war schon stopplig; er beschloß, den Bart wachsen zu lassen. Dank seinem Bruder trug er jetzt auch wieder Kleider, wie sie hierzulande von den Bauern getragen werden; er war aus der Gegend, er redete die Mundart ... also hatte er sich zuletzt für Sion entschieden und war noch am selbigen Abend dort angekommen.

Niemand hatte ihn wiedererkannt.

Alles war gut gegangen. Aber nach drei, vier Tagen besaß er kein Geld mehr. So war er denn eines Abends aufgebrochen und hatte in weniger als drei Stunden den Weg von Sion nach Mièges zurückgelegt, um dort seine Goldstücke zu holen, die er in einem Versteck aufbewahrt hatte. In seinem Hause lag alles drunter und drüber; man hatte eine Haussuchung vorgenommen. Mitten in der Nacht war er in Mièges angekommen, hatte sich aber nicht lange dort

aufgehalten, sondern war, von Angst getrieben, alsbald wieder aufgebrochen, nachdem er eines seiner Goldstücke in seinen Geldbeutel getan hatte, die übrigen in einen kleinen Ledersack, den er an einer Schnur um seinen Hals trug. So schnell als möglich hatte er sich auf den Rückweg begeben und war wieder im Dunkeln durch Gestein gewandert, quer über Wiesen, durch Rebberge. Er war in Sion wieder angelangt beim Heraufdämmern des Tages.

Zu dieser Stunde war noch kaum ein Wirtshaus offen. Er suchte ein ruhiges, abseits gelegenes; er hatte Hunger und Durst. So war er in ein Nebengäßchen gekommen, wo ein starkes Mädchen, das er zuerst von rückwärts sah, eben die Läden von großen Vorderfenstern abnahm. Darüber las man, auf einem Schild mit gelben Lettern: „Wirtschaft zum weißen Kreuz". Sie hob die Arme, hängte die Holztafeln, welche die Scheiben schützten, eine nach der andern aus; und als Farinet näherkam, war sie gerade auf dem Weg, mit dem letzten Holzladen, den sie mit beiden Händen vor sich hertrug, in die Wirtsstube hineinzugehen.

Er hatte gesagt: „Kann man hier etwas bekommen?"

„Gewiß", hatte sie geantwortet, ohne sich umzuwenden, „Sie sehen ja, daß geöffnet ist."

Zuerst hatte er sich durch einen raschen Blick überzeugt, daß sich außer ihr niemand im Wirtshaus befand; dann hatte er sich ganz zu hinterst in der Stube, die eng und lang war, einen Platz gesucht und hatte sich auch noch vorsorglicherweise so gesetzt, daß er der Tür den Rücken wandte.

Das kräftige Mädchen kam zurück.

„Bringen Sie mir einen halben Liter Fendant und eine Portion Brot und Käse."

Immer noch hatte er sie nicht angesehen, sie hatte ihn, während sie wegging, verstohlen gemustert. Sie hatte nichts gesagt, sondern sie war den Wein holen gegangen. Sie brachte ein Glas, einen Teller, ein Messer, auf einem andern Teller ein großes Stück Brot und eine Portion Käse. Jedesmal benützte sie die Gelegenheit, ihn heimlich anzuschauen. Er saß da mit vorsichtig gesenktem Kopf. Da er seinen Hut aufbehalten hatte, konnte man von seinem Gesicht nichts sehen als den stoppligen Bart.

Er blieb schweigsam, denn er aß. Er stach mit dem Messer ins Brot; er leerte sein Glas auf einen Zug. Er schnitt seinen Käse in Würfel, die er mit einem Stück Brot zum Munde führte. Er schenkte sich das Glas wieder voll, er hob den Ellbogen. Nachdem er sich mit der Hand über seinen kurzen Schnurrbart gewischt hatte, aß er weiter; es schien, als hätte er ganz vergessen, daß sie da war; und es war so, er hatte sie vergessen.

So kam es, daß er nicht bemerkte, wie sie ihn immerzu musterte, immer wieder verstohlen zu ihm hinblickte, mit gesenktem Kopf, während ihre geübten Finger ganz allein mit der Wolle umgingen und mit den Stricknadeln, die leise und hell klirrten. Sie saß in der Nähe des Schanktisches, ihm zugewandt. Und erst, nachdem er fertig gessen hatte, hob er den Kopf. Er erkannte sie wieder, und im selben Augenblick sah er, daß auch sie ihn wiedererkannte.

Er sagte nichts.

Er war nur halb aufgestanden; er dachte nur noch daran, diesen Ort zu verlassen. Aber da ihm plötzlich einfiel, daß er noch nicht bezahlt hatte, ließ er sich wieder auf seinen Stuhl fallen. Es gab für ihn keine andere Möglichkeit, als mit einem von seinen Goldstücken zu zahlen.

Er hatte seinen Geldbeutel hervorgezogen, und während er so tat, als suche er darin, sagte er, ohne die Augen zu heben: „Fräulein, könnten Sie mir vielleicht zwanzig Franken wechseln?"

„O ja, ich glaube wohl."

Er hatte das Goldstück neben sich auf den Tisch gelegt. Er hörte, wie man kam, wie man das Goldstück wegnahm.

Hatte er aber gefürchtet, daß man es zuerst untersuchen würde, sein Goldstück, so geschah nichts dergleichen, man hatte es kaum angesehen; und jetzt verließ man die Wirtsstube durch eine Tür, die sich hinter dem Schanktisch befand.

In seiner Verwirrung war er zuerst aufgestanden. Plötzlich hatte er gedacht, es wäre für ihn das beste, auf der Straße zu entwischen, bevor das Mädchen zurückkam. Aber dann hatte er

sich doch wieder gesetzt, da er überlegte, daß er sich ja erst recht verriet, wenn er davonlief und sein Geld im Stich ließ. Das Mädchen brauchte dann nur zu rufen, und man würde ihn verfolgen. Auf alle Fälle mochte es wohl besser sein, zu warten und dem Glück zu vertrauen.

Nun kam sie auch schon zurück; sie hatte zu ihm gesagt: „Das macht einen Franken siebzig."

Sie zählte ihm die Geldstücke einzeln vor: „Das sind zwei, und eins drei, und eins vier, und eins fünf ... und fünf, das macht zehn ... und fünf fünfzehn, und fünf zwanzig ... Danke schön ..."

Alles in Nickel und Silber, drei schöne Fünfliber. Mit einem Blick hatte er nachgezählt, dann hatte er gesagt: „Es ist gut so." Er hatte seinen Geldbeutel wieder aufgemacht und die Stücke hineingleiten lassen; nur ein Zwanzigrappenstück hatte er in der Hand behalten.

Er hatte seinen Stuhl gerückt, und während des Aufstehens hatte er gesagt: „Das ist für Sie ..."

„Oh! Herr Farinet!"

Man sagte: „Das ist zuviel, Herr Farinet, ich habe ja solche Freude ..."

Eine tiefe, ein wenig traurige Stimme. Während sie redete, schob sie die zwanzig Rappen zu ihm hin. Da schaute er sie an.

Sie nickte. Er sagte: „Wieso wissen Sie? ..."

„Oh, ich habe Sie gleich wiedererkannt."

Er: „Auch mir kommt es vor, als müßte ich Sie kennen."

„Josefine Pellanda ... Erinnern Sie sich nicht, in Mièges ... bei Crittin ... Ich hatte dort auszuhelfen ... Es mögen etwa drei Jahre her sein."

„Ach ja", sagte er, „jetzt erinnere ich mich." Und gleich darauf: „Und Sie wissen? ..."

„Gewiß", sagte sie, „wie alle Welt. Man hat ja von Ihnen in allen Zeitungen gelesen ..."

„Dann muß ich gehen."

„Aber nein, warum? Haben Sie es so eilig? Hier sind Sie bei Freunden. Ihr Goldstück, wissen Sie, das behalte ich. Ich wollte schon lange eins haben."

Da wurde ihm eine schwere Last vom Herzen genommen.

„Ist das wahr?"

„Ja, gewiß. Und noch viele denken wie ich. Denn man weiß ja, daß es Gold ist; man weiß, daß Sie niemand betrügen."

„Das, ja, das ist richtig."

Und wieder schaute er sie an. Sie stand neben seinem Stuhl, während er saß. Er mußte den Kopf heben. Ein großes Mädchen war sie, nicht mehr sehr jung, ziemlich stark; sie trug ein dunkelgraues Mieder mit hohem schwarzem Samtkragen, ihr Gesicht war rotgefleckt; die Haare trug sie nach rückwärts gestrählt, sie spannten die Stirnhaut ein wenig.

Es war leicht zu sehen, daß sie die Wahrheit sagte; also wurde er ruhig und fühlte sich zugleich auch geschmeichelt. Dann sagte er: „Wenn Sie noch eins wollen, so geht das einfach zu machen, denn ich habe genug Goldstücke bei mir. Ich habe sie eben in dieser Nacht daheim geholt."

„Ach!" sagte sie, „in dieser Nacht!"

„Ich komme eben zurück." Indessen nestelte er unter seinem Hemd.

(Fortsetzung folgt

Weihnachts-Stern

Wo bist du Stern, der kündend kam,
Dem König seine Ruhe nahm?
Wo bist du Strahl, der uns erhellt?
Wo weilst du, Frieden dieser Welt?
Wo ist ein Pfad uns aufgetan?
Wo geht der Engel uns voran?
Klingt wohl das traute Lied nicht mehr,
Das Hirten wies die Heimwärtskehr?

Doch, doch — am Rande aller Nacht
Ist uns ein fernes Ziel erdacht.
Wir sehn es nicht, denn wir sind blind,
Weil wir so arm im Glauben sind.
Dort weitet sich ein Tor bekränzt,
Und auch der Stern ist da und glänzt,
Steht überm Dunkel, hoch, und weist
Die ew'ge Spur, die Liebe heisst.

Peter Bratschi.